KINO

Die Patriotin

Seit Marjane Satrapi in ihrem Comic „Persepolis“ das Regime der Mullahs attackiert hat, gilt die Exilantin in Teheran als Staatsfeindin. Trotzdem macht sie der Heimat in ihrem neuen Film eine Liebeserklärung.

Sie steht am Fenster ihres Ateliers in der Avenue Ledru Rollin, zieht an ihrer Zigarette und blickt über die Stadt. Es ist ein wolkenloser Wintertag in Paris, die Dächer auf der anderen Straßenseite strahlen in der Abendsonne. „Das Blau des Himmels über Paris“, sagt Marjane Satrapi, „ist einfach nicht das Blau des Himmels über Teheran.“

Satrapi hat Teheran, wo sie vor 42 Jahren zur Welt kam und aufgewachsen ist, 1994 verlassen und ist nach Frankreich gegangen. Sie kann nicht mehr nach Iran zurück, ohne ihr Leben zu riskieren. Der Himmel über Teheran wird immer schöner, je länger sie ihn nicht mehr gesehen hat. Die Erinnerung, sagt sie, sei die Schwester der Phantasie.

Satrapi hat das Regime der Mullahs in ihrem 2000 in Frankreich erschienenen Comic „Persepolis“ als repressiv, brutal und bigott beschrieben. Das Buch wurde ein Bestseller, in 25 Sprachen übersetzt und über eine Million Mal verkauft. Für die Verfilmung des Comics erhielt sie 2008 eine Oscar-Nominierung. Für das Regime in Teheran ist Satrapi eine Staatsfeindin.

„Wenn ich einreise, werfen sie mich vielleicht ins Gefängnis oder knüpfen mich auf“, sagt sie. „Doch Iran ist meine Heimat, das wird immer so sein. Der Boden, auf dem ich aufgewachsen bin, mag vergiftet gewesen sein, seine Nährstoffe stecken in mir. Iran ist meine DNA.“

So kehrt sie in ihren Comics und ihren Filmen in ihre Heimat zurück, immer und immer wieder.

In „Persepolis“ erzählt sie von ihrer Kindheit und Jugend in Iran; in dem 2003 erschienenen Comic „Sticheleien“ von ihrer Großmutter und in ihrem neuen Film „Huhn mit Pflaumen“, der auf ihrem gleichnamigen Comic basiert und diese Woche in die deutschen Kinos kommt, von ihrem Großonkel.

„Er war schon über zehn Jahre tot, als ich zur Welt kam“, erzählt sie. „Er war ein großer Musiker und soll sehr schwermütig gewesen sein. Das wenige, was ich über ihn herausbekam, habe ich mit anderen Geschichten verknüpft, die in unserer Familie oft erzählt wurden. Besonders mag ich die über meinen Großvater, der auf der Straße seinen Schlüssel suchte. Er soll dabei die Beine einer Frau erblickt haben, ihnen gebannt gefolgt sein und sich mit jedem Schritt mehr in sie verliebt haben. Keine Ahnung, ob das stimmt. Aber er hat die Frau geheiratet.“



CINETEXT

Szene aus „Persepolis“: *Zeichnungen einer Widerspenstigen*

In „Huhn mit Pflaumen“ verkörpert der Franzose Mathieu Amalric ihren Onkel Nasser Ali Khan, einen weltberühmten Violinisten, der im Teheran des Jahres 1958 Selbstmord begehen will. Er hat eine Frau (Maria de Medeiros), die ihm nichts bedeutet, und zwei Kinder, mit denen er nichts anfangen kann. Die Liebe seines Lebens (Golshifteh Farahani) ist an der Seite eines anderen Mannes grau geworden. Sie heißt Irane.

Der Film spielt in einer Zeit, in der, so Satrapi, „die Idee von Demokratie außer Landes floh“. 1953 war der vom Parlament gewählte Premierminister Mohammad Mossadegh mit Hilfe der CIA gestürzt worden. Schah Mohammad Reza Pahlavi kehrte aus dem Exil zurück, übernahm wieder die Regierungsgeschäfte und ging hart gegen Gegner der Monarchie vor. Er ließ Kommunisten verhaften, foltern und töten.

Nassers Bruder in „Huhn mit Pflaumen“ ist Kommunist. Als er dem lebensmüden Musiker vorwirft, seine Familie im Stich zu lassen, erwidert der nur: Wer in Iran Mitglied der kommunistischen Partei sei, gefährde seine Familie nicht weniger. Der Film erzählt von großen Desillusionierungen, von amourösen und politischen. Die Frau und das Land, sie werden in diesem Film beide zu traurigen Schönheiten.

„Das letzte Wort, das in diesem Film gesagt wird, ist: Iran“, so Satrapi. „Ja, ich will den Leuten zeigen: Das Land, das ihr alle so verurteilt, obwohl ihr es kaum kennt, vor dem ihr euch vielleicht sogar fürchtet, ist ein Land, in dem ein Mann eine Frau so sehr liebt, dass er ihretwegen sterben möchte.“ So klingt keine Landesverräterin.

Viele iranische Künstler, die im Exil leben, beziehen sich in ihren Werken immer wieder auf ihr Land. Man könne zwar einen Iraner aus seiner Heimat vertreiben, aber man bekomme niemals aus einem Iraner seine Heimat heraus, sagt die in New York lebende Regisseurin und Fotografin Shirin Neshat.

Doch Satrapi geht weiter, sie erobert sich in ihren Comics und ihren Filmen die Heimat zurück, sie macht Iran ganz und gar zu ihrem Land, indem sie die Geschichte Irans als ihre Familiengeschichte



FABRIZIO MALTESE / CONTOUR BY GETTY IMAGES

Künstlerin Satrapi: *„Iran ist meine DNA“*

erzählt. Die islamische Revolution hat ihre Familie über die halbe Welt verstreut. In ihren Werken hält Satrapi sie zusammen.

Satrapi kam 1969 als Tochter wohlhabender, linksliberaler Eltern zur Welt. Ihr Vater chauffierte die Familie im Cadillac durch Teheran, doch der Luxus bereitete ihr Gewissensbisse, weil das Dienstmädchen nicht zusammen mit der Familie am selben Tisch essen durfte. Ihr Onkel Anusch war Kommunist, für sie alle war die Revolution ein Sieg der Linken.

Dann gewannen die religiösen Fanatiker die Oberhand, führten die Scharia ein, gingen gegen Kommunisten vor, verhafteten Anusch und verurteilten ihn zum Tode. Satrapi war die Letzte in der Familie, die ihn im berüchtigten Evin-Gefängnis besuchen durfte, wo bis heute Regimegegner inhaftiert und gefoltert werden. Sie war damals ein Teenager. „Das ist das Einzige, worüber ich nicht reden möchte“, sagt sie heute.

Sie begehrte auf, kaufte sich auf dem Schwarzmarkt Platten von Iron Maiden, trug zu ihrem Kopftuch eine Punkerjacke. Eines Tages hielt ein Revolutionswächter sie auf der Straße an, weil sie rote Socken anhatte. Satrapi: „Er rief: ‚Los, mitkommen!‘ – ‚Ich denke nicht dran‘, gab ich zurück. ‚Musst mich schon erschießen!‘ Er zögerte und sagte dann: ‚Gib mir wenigstens deine Telefonnummer.‘ Der Typ hat mich angebaggert!“

Sie lacht, während sie dies erzählt, schüttelt den Kopf und redet in atemlosem Tempo über die zahllosen Widersprüche in ihrer Heimat, minutenlang, sie lässt sich kaum unterbrechen. Für Menschen wie sie ist die Redefreiheit erfunden worden. Hinter ihr, an einem Regal mit Bildbänden, klemmt eine Bruce-Lee-Puppe aus Gummi. Der Kung-Fu-Star war der Held ihrer Kindheit.

Satrapi galt als widerspenstige Schülerin, sie fing an zu zeichnen, indem sie ihre Lehrerinnen, die ihnen die neuen Verhaltensregeln beibrachten, heimlich im Unterricht karikierte. Als sie später Kunst studierte, waren die Modelle im Zeichenunterricht voll verschleiert. Kein Wunder, meint sie, dass anatomische Genauigkeit bis heute nicht ihre Sache sei.

Satrapis Comics erinnern an Kinderzeichnungen, die Hände der Figuren wirken wie Pranken, die Füße malt sie ohne Zehen. Sie konzentriert sich auf das Gesicht. In einer der stärksten Szenen ihres „Persepolis“-Films füllen die Gesichter verschleierter Mädchen die Leinwand. Die Schleier gehen ineinander über und bilden eine schwarze Fläche, in der die Gesichter wie ausgeschnitten wirken: ein Inbegriff der Gefangenschaft.

Weil Satrapi in der Pubertät ständig Ärger mit Lehrerinnen und Revolutionswächtern bekam, schickten ihre Eltern sie auf eine Schule in Wien. Dort wohnte sie in einem Schwesternheim und musste

abends mit den Nonnen „Derrick“ gucken („Der langsamste Krimi aller Zeiten“). 1988 kehrte sie nach Iran zurück, heiratete, versuchte sich anzupassen – und hatte schon bald das Gefühl, schizophren zu werden.

„In Iran führen wir zwei Leben“, sagt sie, „eines in der Öffentlichkeit und eines in den eigenen vier Wänden.“ Im „Persepolis“-Film zeigt sie drei Mädchen, die verschleiert über die Straße gehen, mit gemessenem Schritt und gesenktem Blick. Dann passieren sie eine Mauer, und dahinter, in einem Wohnzimmer, tanzen die drei sehr leger gekleidet mit Jungs und trinken Alkohol. „In Iran weiß man nie, woran man ist“, sagt Satrapi. „Du kannst alles tun – und nichts. Du kannst alles sagen – und nichts.“

1994 ging Satrapi nach Straßburg, um dort ihr Kunststudium fortzusetzen, es war ein endgültiger Abschied. Sie hatte dem Regime der Mullahs noch mal eine Chance gegeben – doch es hatte sie nicht genutzt. Zurück ließ sie ihre Freunde und ihre Familie, ihre Eltern leben bis heute in Teheran. „Natürlich bin ich schwermütig, wenn ich daran denke. Ja, auch nostalgisch. Aber Freiheit hat ihren Preis.“

Das klingt abgeklärt, fast cool, aber was ist, wenn ihre Eltern krank werden? „Ich weiß auch nicht, was ich dann tue. Vielleicht treffen wir uns in einem dritten Land, vielleicht kommen meine Eltern nach Frankreich. Wenn ich heute einen Anruf bekomme, dass mein Vater im Sterben liegt, kann ich nicht hin, um ihn noch einmal zu sehen.“

Ihre Eltern können nach wie vor ausreisen, besuchen Satrapi regelmäßig. Jedes Mal, wenn ihre Mutter nach Paris komme, wundere sie sich, wie klein ihre Wohnung und ihr Atelier seien. „Meine Eltern wohnen auf 300 Quadratmetern, und meine Mutter findet immer noch, dass der Platz nicht reicht.“ Satrapi lacht, dann sagt sie: „In Iran sind die Wohnungen riesig. Deine Wohnung ist dein Gefängnis, es sollte komfortabel sein.“

Satrapis Atelier liegt im Marais, einem traditionell jüdischen und linken Viertel von Paris. Überall im Viertel hängen Plakate, die zu einer Demonstration gegen die Mittelkürzung öffentlicher Bibliotheken aufrufen. Das müsste sie interessieren, dort stehen ihre Bücher.

„Ich gehe nie demonstrieren“, sagt sie. „Massen machen mir Angst.“ Als Kind hat sie gesehen, wie Menschen niedergeschossen wurden, weil sie für ihre Freiheit auf die Straße gingen.



PROKINO



PROKINO

Szenen aus „Huhn mit Pflaumen“*: *Traurige Schönheit*

Sie hat erlebt, wie eine Revolution unter großen Opfern gewonnen wurde – und dann in Terror umschlug, der noch mehr Opfer kostete. Auch deshalb kann sie die Freude, die im Westen über den Arabischen Frühling herrscht, nicht teilen. „Sehen Sie sich an, was in Libyen passiert, als Erstes haben sie die Scharia wieder eingeführt“, sagt sie. „Jeder Kerl darf wieder vier Frauen heiraten. Was kommt noch?“

Der Westen, sagt sie, schaue nicht genau hin. Für den Westen ist „das da unten alles irgendwie die muslimische Welt“. Vor kurzem sollte sie an einer Diskussion über die Rolle von Frauen nordafrikanischer Herkunft in Paris teilnehmen. „Ich komme nicht aus Nordafrika, bin auch keine Araberin. Ich habe gesagt: Ihr Franzosen habt mit diesen Leuten viel mehr zu tun als ich, ihr habt sie immerhin als Kolonialmacht ausgebeutet!“

Man beginnt zu begreifen, dass Satrapi nicht zuletzt deshalb zu einer so entschiedenen Patriotin geworden ist, weil sie Iran immer wieder gegen die Vereinfachungen und Vorurteile des Westens verteidigen musste. Iran sei nicht Afghanistan oder Saudi-Arabien. In Iran würden Frauen als Ärztinnen und Busfahrerinnen arbeiten. Sie würden nicht zu Hause herumsitzen und darauf warten, dass ihr Mann nach Hause komme.

„Hier bin ich, die Achse des Bösen“, sagte Satrapi gegenüber CNN, als sie 2004 in die USA reiste, um Werbung für den „Persepolis“-Comic zu machen. Sie sagte es auch den jungen Soldaten auf der Militärakademie von West Point, wo der Comic Lehrstoff ist. Natürlich sei die Vorstellung, dass Iran eine Atombombe habe, furchterregend, meint sie heute. Aber Pakistan habe die Bombe schon, „und Pakistan ist viel, viel schlimmer“.

Jetzt klingt sie fast wie die Stimme Irans, des guten Irans natürlich. „Aber ich will wirklich kein Sprachrohr und keine Bannerträgerin sein.“ Es kann auch ein Fluch sein, immerfort mit seinem Land identifiziert zu werden.

„Viele Leute finden das sehr aufregend, was ich ihnen aus Iran erzähle“, sagt sie. „Sie glauben, es sei cool, eine Revolution mitzuerleben und einen Krieg. Ich kann Ihnen versichern, dass ich gern ein total langweiliges Leben geführt hätte – wenn ich dafür meine Familie und meine Heimat hätte behalten können.“

Lars-Olav Beier

* Oben: mit Maria de Medeiros, Mathieu Amalric; unten: mit Golshifteh Farahani.